Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 3

Artikel: Der Geist von St. Jakob
Autor: Frick, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758149

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Geist von St. Jakob

Von Oberst H. Frick

Wir freuen uns, unsern Lesern den vollständigen Text der Radioansprache darzubieten, die Oberst H. Frick am 8. Juni 1940 gehalten hat. Die kraftvollen und tief wirkenden Worte sind in einem weltgeschichtlichen Augenblick gesprochen worden unter dem Eindruck der Kriegsereignisse in Belgien und und Holland. Inzwischen hat Frankreich die Waffen niedergelegt. Unser Land befindet sich in einer neuen Lage. Aber die nachfolgenden Gedanken behalten ihre grundsätzliche Bedeutung.

Ungeheure Ereignisse haben sich in den letzten Wochen vor unsern Augen abgespielt und sind noch immer in Entwicklung begriffen. Kleine neutrale Staaten, mit denen uns Freundschaft und mancherlei ähnliche Interessen und Gefühle verbanden, sind vom Kriege wie von einer gewaltigen Lawine erfasst worden. In überraschend kurzer Zeit war ihr Gebiet überschwemmt und ist ihre Widerstandskraft zusammengebrochen. Neue, bisher in diesem Umfang kaum vorhergesehene Kampfmethoden haben auch alterprobte, grosse Armeen in sehr ernste Lagen gebracht und vor schwerwiegende Entscheidungen gestellt.

Unser Land ist bisher vom Kriege verschont geblieben. Erwägungen allgemein politischer, militärpolitischer und strategischer Natur haben wohl wesentlich dazu beigetragen, dass noch keiner der Kriegführenden unser Gebiet zum Durchmarsch zu benützen versucht hat. Der breite Strom der Angriffsarmeen hat auch heute wiederum jenes alte Bett aufgesucht, das seines ebenen und verhältnismässig hindernisarmen Charakters wegen schon seit Jahrhunderten immer wieder der Schauplatz kriegerischer Ereignisse gewesen ist.

Mit Spannung und mit innerer Anteilnahme für die Betroffenen verfolgt unser Volk den ehernen Gang der Ereignisse. Mag für den Augenblick die Gefahr für uns weniger dringend erscheinen, so ist es doch nur natürlich, dass wir uns fragen, was werden würde, wenn auch wir über kurz oder lang in den Strom der Ereignisse hineingezogen würden.

Angesichts der riesigen Massen, mit denen heute Krieg geführt wird, angesichts der furchterweckenden neuen Kriegsma-

für
sch
w

schinen, der Fliegergeschwader, die ihre todbringende Last abwerfen, der gepanzerten Ungetüme, die feuerspeiend sich ihren Weg bahnen, und der Fallschirmjäger, die irgendwo hinter der Front landen, um deren Widerstandskraft vom Rücken her zu erschüttern, mag wohl manchem bange werden und die Frage nach dem Wert des Widerstandes auftauchen.

Werden wir die Probe bestehen? Gewiss, noch herrscht bei uns Frieden. Aber seien wir uns klar darüber, dass sich jetzt schon die Frage nach unserer soldatischen Bewährung stellt. Der Kampf um unsere innere Haltung hat schon längst begonnen und steigert sich mit jedem Tag. Wenn wir uns jetzt schon von den neuen Kampfmitteln und Angriffsverfahren schrecken lassen, wenn wir uns durch unwahre Gerüchte, etwa über unmittelbar bevorstehenden Angriff und dergleichen, in Angst jagen lassen, wenn wir törichten Verdächtigungen glauben und überall Verräter wittern, dann fehlt es uns an jenem wahren Soldatentum, ohne das im Ernstfall kein Erfolg möglich ist. Heute ist es nur der Nervenkrieg, der uns bedroht, ein Kinderspiel gegen die wirkliche Schlacht. Aber er bedeutet doch eine erste Probe für die seelische Haltung, die wir zeigen müssen, wenn wir auch in den Krieg hineingezogen würden.

Wir wollen und dürfen uns heute nicht mit der Erwägung trösten, dass nach wie vor Vieles gegen eine solche Möglichkeit spricht. Wir müssen uns vielmehr wie ganze Männer den Ernst eines Angriffes auf unser Land ohne Illusionen und Beschönigungen vorstellen und uns ernstlich prüfen, wie wir uns verhalten müssen.

Nach wie vor dürfen wir, ohne in Selbstbetrug zu verfallen, darauf hinweisen, dass unser Gelände für den sogenannten Blitzkrieg wenig günstige Verhältnisse aufweist. Dem Panzerangriff stehen sehr viele Hindernisse im Wege, steileingeschnittene Schluchten, breite Flüsse, Steilhänge und ausgedehnte Wälder. Nur verhältnismässig wenige und unter sich meist nicht zusammenhängende Gebiete eignen sich für den Angriff von Panzergeschwadern. Solche Vorstösse auf breiter Front, wie etwa in Flandern, sind bei uns nicht möglich. In den Räumen, die für unsere Verteidigung vornehmlich in Frage kommen, müssten sich die Panzerformationen durch tiefe Engnisse zwi-

schen steilen Wald- oder Felshöhen hindurchkämpfen, wo ein Ausweichen ins Gelände ausgeschlossen oder nur in sehr beschränktem Masse möglich ist.

Unsere reiche Geländebedeckung, insbesondere unsere ausgedehnten Waldgebiete, erschweren die Luftbeobachtung und damit auch den gezielten Bombenangriff. Der Absprung von Fallschirmjägern weit hinter der Front kann wohl Störungen im Hinterland bewirken, aber den Widerstand der Front nicht brechen, wenn diese sich darauf eingerichtet hat. Wenn die Fallschirmtruppen nicht durch starke Verbände unterstützt werden, die mittels Transportflugzeugen gelandet werden, bleiben solche Unternehmungen im Hinterland ohne durchschlagenden Erfolg. Die für die massive Landung von Truppen mittels Transportflugzeugen geeigneten Plätze sind aber in unserem Gebiet selten. Werden hingegen Fallschirmtruppen nahe an der Front abgesetzt, so sind sie im Bereich unserer Reserven und können rasch unschädlich gemacht werden.

Diese Tatsachen muss man sich immer wieder vor Augen halten, um sich darüber Rechenschaft zu geben, dass bei uns auch diesen modernsten Mitteln und Verfahren Grenzen gesetzt sind. Allein es wäre vermessen, zu glauben, dass deswegen ein Gegner, der zum Angriff entschlossen wäre, nicht trotzdem davon Gebrauch machen und dabei alle möglichen Schwierigkeiten sorgfältig in Rechnung stellen und ihre Ueberwindung versuchen würde. Es wäre unverantwortliche Selbsttäuschung, zu glauben, dass unser Gelände, unsere Befestigungen, unsere natürlichen und künstlichen Hindernisse und unsere Zerstörungen uns vor Rückschlägen, Einbrüchen in unsere Front, schwersten Verlusten bewahren könnten. Wir müssen uns auch darüber klar sein, dass fremde Hilfe immer ein unsicherer Faktor ist, der von der augenblicklichen Kriegslage und den Entschlüssen fremder Staatsmänner und Heerführer abhängt, die naturgemäss solche nur gewähren, wenn es in ihrem eigensten Interesse liegt und es die augenblicklichen Kräfteverhältnisse erlauben.

So müssen wir uns also als Soldaten auf den Fall einstellen, dass unsere Armee auf sich allein gestellt, von gewaltiger Ueberlegenheit und mit zahlreichen modernsten Kampfmitteln angegriffen würde. Wie lange wir Widerstand leisten könnten, hängt von einer Reihe von Umständen ab, die unmöglich mit

Sicherheit vorausgesehen werden können; dass dabei die soldatische Pflichterfüllung, der erbitterte Kampfwille unserer Führer und Truppen in erster Linie steht, ist klar. Aber man darf sich dabei keineswegs verhehlen, dass ein Widerstand von unbeschränkter Dauer unter diesen ungünstigsten Umständen nicht erwartet werden darf, dass die Möglichkeit besteht, eben doch niedergerungen zu werden.

Dürfen wir unter diesen Umständen den Mut verlieren, sollen wir uns etwa auf den Standpunkt stellen, dass jeder Widerstand doch vergeblich sei und es am Ende vernünftiger wäre, darauf zu verzichten, um das nackte Leben und vielleicht auch sein Gut zu erhalten? Solche Gedanken mögen wohl in unserem Land den Einen oder Andern beschleichen.

Für uns Soldaten und für unsere innere Haltung ist die Beantwortung dieser Frage entscheidend. Auf der einen Seite steht die Auffassung des bequemen bürgerlichen Privatlebens, wo jeder an seine persönlichen Interessen, an die Sicherung seiner Person und seines Besitzes denkt und bei allem, was er tut, die Risiken berechnet. Diese Denkungsart mag vielleicht für eine Zeit der Prosperität und des Friedens genügen, in eisernen Zeiten, wie wir sie heute durchleben, führt sie zum Zusammenbruch und gibt nicht einmal eine Gewähr dafür, von den Schrecken des Krieges verschont zu bleiben. Auf der andern Seite aber steht die Auffassung des freien Mannes, des ganzen Soldaten, der nur Eines vor Augen hat: Pflicht und Ehre. Zwischen diesen beiden Auffassungen müssen wir wählen, endgültig, ohne Vorbehalte und Kompromisse, zwischen Heldentum und Feigheit.

In so ernster Zeit, wo die Existenz von Staat und Volk auf dem Spiele stehen kann, muss man immer wieder die Geschichte befragen, die Geschichte unseres Volkes, das aus kleinen Anfängen heraus zu einer geachteten Stellung im Herzen Europas aufgestiegen ist und sie in einer sechshundertjährigen Vergangenheit durch alle Stürme bewahrt hat. Woran hat es gelegen, dass die bescheidenen, verachteten Bauern der Waldstätte, dass die Bürger unserer Städte, die nicht grösser und bedeutender waren, als so viele andere, die sich einem Herrn beugten, sich gegen zahlreiche und übermächtige Gegner zu halten wussten? Unsere Vorfahren kannten keine Furcht ausser der Furcht

Gottes. Sie sahen ihr Ziel vor sich, ihre Freiheit zu erwerben und zu erhalten und nur dieses Ziel. Sie waren sich dessen bewusst, dass sie schwerste Kämpfe, blutige Verluste, dass sie jedes Opfer auf sich nehmen mussten, um dies Ziel zu erreichen. Sie mussten mit der Möglichkeit rechnen, der Uebermacht zu erliegen. Und der Tod im Handgemenge, die durch die Waffen jener Zeit verursachten Wunden waren bestimmt nicht weniger schlimm, als was heute Flieger, Panzerwagen und Maschinenwaffen vollbringen. Die Eidgenossen jener Zeit konnten nicht einmal darauf rechnen, bei Verwundung in sachgemässe ärztliche Pflege genommen zu werden. Damals wie heute war also Anlass genug, schwach und feige zu werden. Aber dieses Denken war unsere Altvorderen fremd. Sie wussten, dass auf dieser Erde nur das Bestand hat, was im Kampf erworben und durch Kampf verteidigt wird; dass nur rücksichtloser Einsatz jedes Einzelnen für das Ganze ihre Freiheit retten konnte.

Nirgends wird dieser Geist der alten Eidgenossen deutlicher als in der denkwürdigen Schlacht von St. Jakob an der Birs, wo sich 1500 Eidgenossen der 50,000 Mann starken Armee der Armagnaken unter dem Befehl des Dauphin zum Kampfe stellten. Als die kühne Schar erkannte, mit welch übermächtigem Gegner sie es zu tun hatte, als sie sich überzeugen musste, dass ein Erfolg vollkommen ausgeschlossen war, dass schliesslich nur die Wahl blieb zwischen Kapitulation und Untergang, hat doch keinen einzigen dieser Tapfern auch nur einen Augenblick der Gedanke beschlichen, Widerstand sei ja doch aussichtslos, Ergebung infolgedessen das einzig Richtige. Diese Erwägungen spiessbürgerlicher Vernunft waren jenen Schweizern fremd, nur e i n Gedanke beherrschte sie: ihre soldatische Pflicht zu erfüllen bis zuletzt, ihr Leben so teuer zu verkaufen, wie nur irgend möglich. Und so kämpften sie denn mit wilder Tapferkeit, während hinter ihnen die schützenden Gebäude der Kirche und des Siechenhauses von St. Jakob in Flammen aufgingen, bis auch der Letzte tot auf der blutigen Wahlstatt lag. „Nicht besiegt, sondern vom Siegen ermüdet", so sagte ein ausländischer Zuschauer, „sanken die Eidgenossen inmitten der weit überlegenen Feinde zusammen". Staunend sahen die Gegner diesen unerhörten Heldenmut und mit höchster Bewunderung vernahm Europa die Kunde von dieser Grosstat sol-

datischer Tapferkeit. Jenes Opfer hat die Schweiz damals gerettet und den hohen Ruf des Schweizer Soldaten auf Jahrhunderte hinaus gesichert.

Dieser Geist von St. Jakob, der zu den besten Traditionen unseres Landes gehört, hat sich in unserer Geschichte wieder und wieder bewährt. Er kam zum Ausdruck in dem stolzen Wort Adrians von Bubenberg, das er in höchster Bedrängnis in dem belagerten Murten sprach: „Solange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach!" Er äusserte sich in der vorbildlichen Haltung, die selbst in der Niederlage von Marignano jene Schweizer Soldaten zeigten, als sie mit ungebrochenem Mut, ihre Banner, ihre Geschütze und ihre Verwundeten in der Mitte, den Rückzug vom Schlachtfeld antraten. Aber auch in den folgenden Jahrhunderten, als die Eidgenossenschaft keine auswärtigen Kriege mehr zu führen hatte und schweizerische Truppen in fremder Herren Diensten kämpften, blieb doch immer dieser Geist lebendig und bewährte sich auf zahllosen Schlachtfeldern. Ihn zeigten auch jene Schweizergarden an den Tuilerien, die selbst dann, als ihr Soldherr Ludwig XVI. sie im Stich gelassen hatte, ihre einfache soldatische Pflicht bis zum Tode erfüllten, und jene Regimenter, die an der Beresina, ohne zu wanken, den Rückzug der grossen Armee Napoleons deckten.

Einmal allerdings haben in unserer Geschichte Erwägungen des Kleinmutes die Oberhand gewonnen. Es war in jener trüben Zeit von 1798, wo es im Berner Grossen Rat Leute gab, die sich der irrigen Meinung hingaben, mit Nachgeben und Kompromissen das Land retten zu können. Es gelang ihnen, die zur Tat entschlossenen Männer lahmzulegen. Und in den andern Kantonen drang die Erkenntnis, dass es ums Ganze ging, und dass nur äusserste Kampfbereitschaft noch helfen konnte, ebenfalls nicht durch. Diese Gesinnung, die sich durch Kompromisse aus einer höchst gefährlichen Lage zu ziehen versuchte, hat zum Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft geführt. Das feige Ausweichen vor der Gefahr hat uns das Kriegsunglück nicht erspart, hat uns nicht davor bewahrt, dass fremde Heere sich in unserem Lande bekämpften und namenloses Leid über unser Volk brachten und hat nicht zu verhindern vermocht, dass tausende von Landeskindern dem Ehrgeiz Napoleons in Russland zum Opfer fielen. Und doch

leuchteten auch in dieser dunklen Periode unserer Geschichte, wo die Führung versagt hat, nochmals die alten soldatischen Tugenden auf, im siegreichen Gegenangriff der Berner bei Neuenegg und im Heldenkampf der Nidwaldner.

Und wir Schweizer Soldaten von heutzutage? Sollten wir nicht mehr fähig sein, dem Beispiel unserer Altvorderen zu folgen? Sollten wir unseren grossen Traditionen, unserer jahrhundertealten Geschichte untreu werden und vor der Gefahr zittern?

Unser Volk hat immer wieder einen harten Kampf um seine Existenz führen müssen und siegreich durchgehalten. Ich meine den Kampf um seine wirtschaftliche Existenz. Keine reichen Rohstoffquellen, keine Kolonien, noch auch nur die direkte Verbindung mit dem Meer kommen uns zu Hilfe. Nur der unentwegte Wille zur Arbeit, zur Qualitätsarbeit, erhält uns am Leben. Was wir leisten können, hat uns letztes Jahr die Landesausstellung deutlich vor Augen gestellt. Und sollte ein Volk, dessen Leistungen im Wirtschaftskampf überall in der Welt hohe Achtung geniessen, weil es sich trotz ungünstigsten Bedingungen durchzusetzen vermag, im höchsten und wichtigsten Kampf, im Kampf um seine Freiheit und Unabhängigkeit versagen?

Zwei Dinge, so scheint mir, muss sich der Schweizer Soldat, aber auch jeder andere Bürger immer wieder klar machen:

Keine neue Waffe, wie mächtig und wirksam sie auch sei, kann allein durch materielle Wirkung jeden Widerstand ersticken. Immer und immer wieder beweist es die Kriegsgeschichte, dass auch bei Angriffen mit schwersten Mitteln, trotz aller Verluste, noch Verteidiger übrigbleiben, die den Kampf weiterführen können. Erst wenn diesen den Mut entfällt, erst wenn sie den Glauben an die Möglichkeit weiteren Widerstandes verlieren, erringt der Gegner den Sieg. Und der Tod durch eine Fliegerbombe oder einen Flammenwerfer ist nicht schrecklicher als der durch einen Hieb mit der Halbarte oder durch einen Schwertstreich. Heute wie zu allen Zeiten ist der Kampf mit den materiellen Mitteln doch immer hauptsächlich ein Kampf gegen die seelische Widerstandskraft des Gegners; solange diese durch Verluste, Tod und Grauen, durch Rück-

du
sch
d

schläge und Gefahren nicht erschüttert wird, kann ein Angreifer wohl Erfolge, aber keinen endgültigen Sieg erreichen.

Und zum zweiten: kein Staat und kein Volk kann darauf rechnen, seine Existenz zu erhalten, wenn es sich feige ergibt oder nur einen halben, lauen Widerstand leistet. Wo aber äusserster Kampfwille herrscht, wo einzig und allein die soldatische Treue und Ehre das Handeln bestimmen, kann ein Volk auch in der Niederlage nicht untergehen. Das vergossene Blut ist nicht vergebens geflossen, wenn ein Volk in heldenhafter Anstrengung den letzten und höchsten Beweis seines Wertes geleistet hat. Früher oder später wird die Geschichte dieses Volk wieder an seinen Platz stellen.

Wir haben in letzter Zeit mehrfach erleben müssen, wie sich bei kämpfenden Armeen nach anfänglich tapferer Haltung ein plötzlicher Zusammenbruch ereignet hat. War es wirklich nicht mehr möglich, weiterzukämpfen? Hat der Kampfwille der Truppe versagt oder ist die Führung schwach geworden? Wir wissen es nicht. Ferne sei es von uns, in pharisäischer Ueberheblichkeit über andere urteilen zu wollen, die unter schwersten Bedingungen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Niemand kann heute überblicken, welche Verhältnisse schliesslich zu diesem Ende geführt haben.

Aber wir müssen uns doch vor Augen führen, dass eine solche Haltung unseren besonderen schweizerischen Traditionen nicht entspricht. Für uns kann nur e i n e s massgebend sein: der Geist von St. Jakob, jener Geist der Hingabe bis zum letzten, der uns befähigt, in Tod und Grauen, ja selbst im Angesicht der Niederlage, standzuhalten und unsere Pflicht zu tun.

Schweizerische Soldaten, ihr alle habt den Eid geschworen, der Eidgenossenschaft Treue zu halten und für die Verteidigung des Vaterlandes Leib und Leben aufzuopfern. Fasst diesen Eid in seiner vollen, tiefsten Bedeutung. Und wenn wir je zum blutigen Gang auf der Wahlstatt antreten müssen, dann leistet wie jene Helden von St. Jakob den Beweis, dass, auch wenn wir vielleicht besiegt würden, unser Volk und seine Ehre unsterblich sind. Dann kann uns auch für das spätere Schicksal unseres Landes nicht bange sein, und durch Jahrhunderte wird schweizerische Treue und Tapferkeit mit leuchtenden Lettern im Buch der Geschichte eingeschrieben sein.